

Genderfragen

Geschlechter in Auflösung

Von STEFAN HIRSCHAUER

Konflikte von Transsexuellen mit der Schriftstellerin Joanne Rowling und der Philosophin Kathleen Stock oder der Frauenzeitschrift „Emma“ mit der Bundestagsabgeordneten Tessa Ganserer erscheinen auf den ersten Blick wie ein innerfeministischer Streit zwischen Queerfeminismus und Gleichheitsfeminismus. Ein zweiter, soziologischer Blick zeigt etwas anderes: eine Etappe in der Geschichte des Geschlechtswechsels und der Geschlechterdifferenzierung.

Alle uns bekannten Gesellschaften haben Formen der Geschlechtsklassifikation entwickelt, durch die sie auf die eine oder andere Weise an die von den Körpern Neugeborener angebotenen Unterscheidbarkeiten anschließen. Indem sie Geschlechtskategorien und -kriterien, Eigenschaftszuschreibungen und Verhaltenserwartungen für ihre Geschlechter entwickelten, bringen sie die kulturelle Tatsache namens Gender hervor. Diese Sinndimension der Geschlechterdifferenzierung wird gebraucht, weil es nicht durch die Natur gesichert ist, dass aus den Weibchen und Männchen, als die Menschen geboren werden und über welche die Biologie allerlei Wissenswertes und Nützliches in Erfahrung gebracht hat, auch Mädchen und Jungen, Frauen und Männer, also Bewohner sozialer Kategorien werden.

Höhere Maßstäbe

Der Aufbau kultureller Bedeutungen und sozialer Folgen der Geburtsklassifikation geschieht unterschiedlich extensiv. So wurden in den westlichen Gesellschaften die starken sozialen Teilungen und unterstellten Wesensdifferenzen des neunzehnten im zwanzigsten Jahrhundert schrittweise bis auf einige hartnäckige Reste abgebaut. Für die Funktionsweise der meisten gesellschaftlichen Teilsysteme ist das Geschlecht heute weitgehend irrelevant geworden. Die Umstrukturierung der Arbeitswelt, die Öffnung des Bildungssystems, die begonnene Transformation von Familienstrukturen und die rechtliche Durchsetzung der Gleichheitsnorm machen das Absehen vom Geschlecht zu einer in vielen Feldern fest institutionalisierten Erwartung, deren Verfehlungen moniert und sanktioniert werden können.

Diese wachsende Geschlechtsindifferenz der sozialen Strukturen findet ihre Entsprechung in veränderten Selbstverständnissen und Verhaltensstilen. Es wird zunehmend normal, dass Menschen Tätigkeiten ausüben, Sexualpartner präferieren, Verhaltensweisen und Gefühle

zeigen, die noch vor wenigen Generationen strikt für das andere Geschlecht reserviert waren. Die Psychologie findet zunehmend „geschlechts-aschematische“ Persönlichkeiten, die Tätigkeiten und Charakterzüge einfach nicht mehr geschlechtlich codieren und in deren Selbstverständnis ihr Geschlecht in den Hintergrund rückt. Die Nivellierung der Geschlechtsrollen hat die alte Geschlechtergrenze passierbar gemacht und einen massenhaften kleinen Grenzverkehr von relativ geschlechtsindifferenten Menschen ermöglicht, die mit ihren Verhaltensstilen die lange vakant gehaltene Mitte zwischen den Geschlechtern besiedeln. Und eben weil der Bewegungsradius innerhalb der Geschlechtskategorien so zugenommen hat, kann sich die große Mehrheit mit ihrer geburtlichen Geschlechtszuweisung problemlos arrangieren.

In soziologischen Begriffen befinden sich Frau- und Mannsein zu Beginn des einundzwanzigsten Jahrhunderts in einem Übergang von folgenreichen, lebenslang fixierten Status (die schon in den Sechzigerjahren vorschnell als Geschlechtsrollen bezeichnet wurden) zu tatsächlich fluiden und in ihrer Relevanz abgeflachten Rollen, in denen sich situativ mal dies, mal jenes aus den Verhaltensrepertoires einsetzen lässt, die einmal als eindeutig (un-)männlich oder (un-)weiblich galten.



© picture-alliance

Geschlechterrollen mit lebenslang fixiertem, folgenreichen Status – nämlich der Abhängigkeit der Frau vom Mann, hier in den fünfziger Jahren.

Der feministische Diskurs, der die patriarchalen Restbestände der Gesellschaft immer klarer herauspräpariert, täuscht über das Ausmaß dieser kulturellen Umbrüche hinweg, weil er von den sich relativ schnell ändernden Einstellungen und Erwartungen angetrieben wird, von denen aus dann die stets schwerfälligeren sozialen Praktiken bewertet werden. So konnten sich zahllose Aspekte im Geschlechterverhältnis gravierend verändern, während dessen politische Kritik gerade deshalb an Lautstärke gewann, weil mit den Emanzipationserfolgen auch die Maßstäbe wuchsen. Der Abbau der Geschlechterdifferenzierung ist neben den Freiheitsgewinnen aber auch mit kulturellen Ambivalenzen verbunden. Der flächendeckende Legitimationsverlust für geschlechtliche Ungleichheit impliziert auch einen Orientierungsverlust in der Frage, welchen Sinn die Klassifikation überhaupt noch haben soll.

Warum soll man Frauen und Männer, wenn man sie in fast allem Wesentlichen für gleich hält, ein Leben lang unterscheiden? Oder umgekehrt: Warum soll man, wenn man die Geschlechter, eher konservativ gestimmt, noch für wesentlich verschieden hält, ausgerechnet jene Menschen zu Paarbeziehungen motivieren, die ihr Begehren wechselseitig nicht verstehen können?

Abstand von den exotisierten Anderen

Die ungestellte Frage nach dem Sinn der Geschlechterdifferenzierung hat neben ihrer achselzuckend-indifferenten Verneinung eine Reihe von milieuspezifischen restaurativen Antworten gefunden. Sie reichen von wütendem Antifeminismus über das stille Festhalten an traditionellen Familienrollen bis zur Etablierung kleiner nostalgischer Nischen des Re-Gendering in Zeiten des De-Gendering, etwa bei der Wahl von Kinderspielzeugen, Hochzeitsritualen oder Familiennamen. Alle Milieus, die hier einen Verlust erleben, können sich aber auch dadurch der Geschlechterdifferenz vergewissern, dass sie sich von jenen „queeren“ Minderheiten distinguieren, die die Sinnfrage weder abtun noch verdrängen, sondern explizit zu ihrer persönlichen Sache machen, nämlich in höherer Auflösung als Frage ihrer Identität bearbeiten. Sie bieten sich damit als Projektionsfläche der kulturellen Ambivalenzen in der Gesellschaft an, während sie umgekehrt eigene Ambivalenzen auf eine vorgeblich hermetisch-homogene Gesellschaft projizieren (ein Motiv etwa in den Schriften Judith Butlers).

Ebendieser fingierte Abstand von den exotisierten anderen beginnt zu schwinden. Er verringert sich zum einen durch die von den Minderheiten erstrittene Anerkennung in den Rechtsreformen der letzten Dekade in einer wachsenden Zahl von Ländern: die Ehe für alle, die Öffnung einer dritten Geschlechtskategorie und die rechtliche Geschlechtsbestimmungsmündigkeit (anstelle von Transsexuellengesetzen). Zum anderen macht eine starke interne Diversifizierung queere Lebensstile anschlussfähig an Mehrheitsmilieus. Das gilt vor allem für die inklusive Normalisierung der Homosexualität als Form geschlechtsgleicher Intimbeziehungen, die zunehmend ehedarmig und familienaffin auftreten kann. Die „sexuelle Orientierung“ ist durch die Ehe für alle von einem Wesensmerkmal von Personen zu einer Androphilie oder Gynophilie entdramatisiert worden, die Menschen in ihrem Privatleben – unabhängig von ihrer Geschlechtszugehörigkeit – phasenweise oder lebenslang, exklusiv oder „bisexuell“ changierend hegen können.

Eine leidvolle gesellschaftliche Zwangslage

Im Hinblick auf die Geschlechtszugehörigkeit hat sich die Transsexualität stark diversifiziert. In der langen Geschichte des Geschlechtswechsels bezeichnet sie den medikalisierten Seitenwechsel unter ärztlicher Regie. Er startete mit der ersten medizinischen Begriffsprägung in den Zwanzigerjahren unter Rückgriff auf die Formel von der „im falschen Körper gefangenen Seele“, mit der das ausgehende neunzehnte Jahrhundert noch versucht hatte, sich die Homosexualität zu erklären: wie nämlich Männer, die doch „naturgemäß“ Frauen begehren sollten, „widersinnig“ andere Männer begehren könnten. Noch in den Vierzigerjahren wurde der Begriff „transsexuell“ von Angehörigen der transvestitischen Subkultur verwendet, um sich selbst von Menschen mit dem seltsamen Ziel der „Geschlechtsumwandlung“ abzugrenzen, während er im heutigen Verständnis eng mit einem chirurgisch zementierten Geschlechtswechsel verknüpft ist.



© picture-alliance

Homosexualität als Form geschlechtsgleicher Intimbeziehungen kann zunehmend ehelich und familienaffin auftreten, wie bei dieser Trauung in Zürich.

Zwar sind die Operationen in vielen Ländern kein gesetzlich geforderter Normalisierungstribut mehr, da sie wie bei Intersexuellen als massive Eingriffe in die körperliche Unversehrtheit erkannt wurden, sie sind für viele Transpersonen aber nach wie vor ein Authentizitätsnachweis, der ihr Selbsterleben zertifiziert, und eine Unverlierbarkeitsgarantie, die ihr Wunschgeschlecht sozial unbestreitbar an ihnen befestigt. Ihre vorgängige Ablehnung des eigenen Körpers gehorcht dem empfundenen Imperativ, dass aus den Körpern auch Kategorien, Namen und Verhaltensstile folgen sollen. Transsexuelle richten die Gewalt, die in den Codes steckt, gegen sich selbst. Damit ist die Transsexualität sicher nicht der Ausdruck freier Selbstbestimmung, als der sie der Queerfeminismus feiert, sondern eine leidvolle gesellschaftliche Zwangslage, in der genau diejenigen, welche die Körpergebundenheit ihres Geschlechts vehement bestreiten, dazu gebracht werden, diese durch eine als „Geschlechtsangleichung“ euphemisierte Amputation intakter Organe wiederherzustellen.

Warum nicht fluide changieren?

Der größere Teil der Trans-Community schließt inzwischen an das aus den Siebzigerjahren stammende Konzept des „Transgenderism“ an, das ursprünglich ebenfalls zur Abgrenzung von operativen Eingriffen entwickelt wurde, heute jedoch nur von Teilen der Transgender im Sinne einer solchen De-Medikalisierung des Geschlechtswechsels verwendet wird. Auch bedeutet eine Emanzipation von der Medizin noch keine von den Geschlechtsrollen. Hier, und nicht nur in den vordergründigen Fragen des Zugangs zu Frauenhäusern und Quotenplätzen, liegt auch der Konflikt von Transpersonen mit dem Gleichheitsfeminismus begründet. Sie beanspruchen nicht wie dieser, ungeachtet ihres Geschlechts auf alle Verhaltensweisen zugreifen zu können, sie verlangen vielmehr umgekehrt, als anderes Geschlecht anerkannt zu werden, indem sie sich auf konventionell geschlechtscodierte Verhaltensweisen stützen. Transgender bleiben, ob sie wollen oder nicht, den kulturellen Konzepten von Mann und Frau in einer orthodoxen Buchstäblichkeit verpflichtet.

„Trans“ meint eben nur eine unidirektionale Transition für Menschen mit einem ambiguitätsfreien einzigen, einem „wahren“ Geschlecht, dessen Entstehung im neunzehnten Jahrhundert Michel Foucault rekonstruierte. Der Unterschied zur großen Mehrheit der „Cissexuellen“, die ihr Leben lang in ihrer Geschlechtskategorie verharren, ist evident, die Ähnlichkeit aber ebenso: Auch im singulären „Trans“ steckt ein cissexuelles Beharren auf der einen Geschlechtszugehörigkeit. War die „Transsexualität“ des zwanzigsten Jahrhunderts ein

irreführender Begriff, weil es nicht ums Begehren ging, so ist es auch das knappe „Trans“ des 21. Jahrhunderts, weil sich der Geschlechtswechsel keineswegs „jenseits“ der Geschlechterdifferenz bewegt, wie es etwa das Transnationale über die Nation, das Transhumane über den Menschen hinaus tut. Der Geschlechtswechsel ist präziser als Crossgender bezeichnet.

Weitere Diversifizierungen von „Trans“, die sich klarer von Medizin wie Geschlechtsrollen emanzipieren, entstanden unter dem Einfluss des Queerfeminismus. Es zirkulieren viele Kategorien auf der Suche nach identifikationswilligen Sinnsucher:innen zwischen den Standardgeschlechtern, etwa „Gender-Fluide“, „Nicht-Binäre“, „Agender“, „Bigender“ und viele mehr. Wie auch immer diese Kategorien in der nächsten Dekade identitär besetzt, politisch ausgeflaggt und in Distinktionskämpfen wieder verschlissen werden – sie kreisen allesamt um zwei über den Geschlechtswechsel hinausreichende Fragen: Warum sollten sich Menschen, die an ihrer geburtlichen Geschlechtszuweisung leiden, auf einen einmaligen Seitenwechsel beschränken, anstatt fluide zwischen den Geschlechtern zu changieren? Und warum sollten sie den Binarismus der Geschlechterdifferenzierung hinnehmen, wenn die Gesetzgebung doch – mit Blick auf die ganz andere Klientel der körperlich Intersexuellen – zunehmend dritte Kategorien offeriert?

Niedrigstufig geschlechtsindifferente Haltungen

Mit diesen Fragen gewinnen queere subkulturelle Strömungen heute Anschluss an die geschlechtsindifferenten Milieus der Mehrheitsgesellschaft. Auf der einen Seite sickert das scheinbar „Transsexuelle“, besonders in Form von geschlechtsdysphorischen Mädchen, in einer Anzahl in Familien und Schulklassen ein, die sich nicht mehr marginalisieren lässt. Sie ringen weniger mit der schon Freud bekannten sozialisatorischen Zumutung der Geschlechtsklassifikation, die Kindern ein geschlechtscodiertes Verhaltensspektrum zuweist, ein anderes verwehrt. Sie verstricken sich eher in einem zweifachen Doublebind: zum einen, dass es ihnen heute eigentlich offensteht, ihre Verhaltensstile unabhängiger von Gendercodes zu entwickeln, sexualisierende Körpernormen sie aber auf die überkommenen Geschlechtskategorien verpflichten, die sich ihre Eltern noch in sogenannten „Pubertätskrisen“ aneigneten. Zum anderen entwickeln sie ihr Selbstverständnis unter der aufmerksamen Beobachtung dieser älteren Generation, die sich noch stärker der alten Codes bedient und deren Erosion als Eigenschaft von Kindern wahrnimmt.



© picture alliance / empics

Die Rennfahrerin Roberta Cowell begann 1950 mit 32 Jahren mit ihrer Transition und war die erste Transfrau Großbritanniens.

Auf der anderen Seite nachvollziehen und pointieren Identitätskategorien wie „Gender-Fluide“ und „Nicht-Binäre“ eben jene niedrigstufig geschlechtsindifferenten Haltungen, mit der sich kulturelle Mehrheiten schon länger auf die entsprechenden Strukturen der Gesellschaft eingestellt haben. Geschlechtsindifferenz kann etwa heißen, als alleinerziehender Zehnkämpfer, als mütterlicher metrosexueller Erzieher oder als tough-unterkühlte Managerin mit Hausmann zu leben, Elternrollen egalitär zu teilen oder zu invertieren und sich in Berufen (wie Soldatin, Pfleger, Informatikerin) und Tätigkeiten (der Sorgearbeit, der Freizeit) zu engagieren, ohne sich von deren tradiertem Geschlechtscodierung abhalten zu lassen.

Die letzte Bastion des Glaubens an ein wahres Geschlecht

Genderindifferent ist die Nutzung eines durch Geschlechtszugehörigkeit unbeschränkten Verhaltensspektrums und der fluide Wechsel der situativen Ausdrucksmittel, so wie sie etwa gegenüber attraktiven Flirtpartnern, kühl taxierenden Personalchefs, trostbedürftigen Kindern oder aggressiven Passantinnen angemessen sind. Gender-Fluide und Nicht-Binäre verhalten sich ebenso, dies aber im diskursiven Rahmen der an Transsexuellen entwickelten Vorstellung einer „Geschlechtsidentität“. Auch diese Vorstellung ist historisch jung. Die Geschlechtszugehörigkeit war in Europa lange eine primär soziale Kategorie, eine Art Stand, der erst im neunzehnten Jahrhundert auf den Körper gegründet wurde. Diese Biologisierung wurde seit Mitte des zwanzigsten Jahrhunderts schrittweise abgelöst von einer (heute hegemonialen) psychischen Essenzialisierung, die das Geschlecht wie eine Art religiöses Bekenntnis rahmt. Die vorgebliche Felsenhaftigkeit der geschlechtlichen Selbstverständnisse wuchs dabei in Konkurrenz zur ebenso unabweisbaren Faktizität des körperlichen Geschlechts. Geschlechtswechsler und Nicht-Binäre zogen sich vor der objektivierenden Geschlechtsbestimmungsautorität der Biologie in sich selbst zurück.

Offen ist, wie weit sich diese Subjektivierung treiben lässt. In der „taz“ äußerte sich 2016 ein Transmann, der nicht nur (wie die Abgeordnete Ganserer) auf Operationen und amtliche Umbenennung, sondern auch auf jede Darstellung des Mannseins verzichten wollte, dieses also allein aufgrund seines Selbsterlebens reklamierte. Einerseits gewönne die Geschlechterdifferenz so auf eine Weise Realität, die sich für vergleichbare Unterscheidungen wie die von „Rassen“ und Altersklassen bislang nicht durchsetzen ließ. Die Amerikanerin Rachel Dolezal scheiterte 2015 mit ihrem Anspruch auf eine „schwarze Seele“, der Niederländer Emile Ratelband 2018 damit, sich juristisch verjüngen zu lassen. Andererseits kann auch die geschlechtliche Selbstbestimmung in Sozialbeziehungen nicht ohne Weiteres als Anspruch darauf funktionieren, von anderen auch als Exemplar des Wunschgeschlechts erlebt zu werden. Geschlechtsgeltung lässt sich nicht erzwingen – etwa durch Verbote von sogenannten „Deadnames“ –, sie kann andere (mindestens temporär) überfordern, etwa Familienmitglieder, die der verlassenen Geschlechtszugehörigkeit einer Tochter, eines Bruders oder Ehemanns als Teil einer Geschlechterbeziehung angehörten. *It takes two to gender.*

Vermutlich ist die „Geschlechtsidentität“ die letzte Bastion des Glaubens an ein wahres Geschlecht. Ihr liegt die Vorstellung eines einzigen, eigentlichen, in den Tiefen der Psyche verborgenen Geschlechts zugrunde. Mit dieser Mystifikation wurde der skrupulösen Selbstbeforschung vereinzelter Subjekte die Sinnstiftung für eine Klassifikation aufgebürdet, die so fragwürdig geworden ist wie die von „Rassen“. Für die gesellschaftliche Mehrheit dagegen ist die Zweigeschlechtlichkeit in dem Maße, dass das körperliche Geschlecht keine sozialen Folgen mehr hat, keine große Einschränkung mehr. Sie entwickelt sich zu einem körperlichen Umstand von nur mehr medizinischer oder sexualpraktischer Relevanz.

Das Geschlecht dürfte zur belanglosen Angelegenheit werden, eine private Sache der Partnersuche und Familienplanung, nach der keine Behörde mehr fragt, und etwas, das alle Menschen haben, so wie sie auch einen Kopf, ein Herz, einen Teint haben. Diese Zukunft ist, historisch gesehen, nah. Jedenfalls war der Schritt, Frauen auf Lehrstühlen, in der Unternehmensführung und an Staatsspitzen durchzusetzen, sehr viel größer, als es der sein wird, Frauen mit Penis oder Männer mit Brüsten als vielleicht letzte leidenschaftliche Nutzer unserer alten Geschlechtskategorien anzuerkennen.

Stefan Hirschauer ist Soziologe und Sprecher des SFB Humandifferenzierung an der Universität Mainz.

Quelle: F.A.Z.